

A black and white close-up portrait of Hubertus Meyer-Burckhardt, an elderly man with a slight smile, looking directly at the camera. He is wearing a dark jacket over a light-colored collared shirt.

Diese
ganze
Scheiße
mit

Hubertus Meyer-Burckhardt

der

Meine Entdeckung des Jetzt

Zeit

GRÄFE
UND
UNZER

Inhalt

Vorwort 6

»Du hast zwei Leben. Das zweite beginnt,
wenn du begreifst, dass du nur eines hast.« 7

Die Jugend ist etwas Wundervolles. Es ist eine
Schande, dass man sie an Kinder vergeudet 14

Heimat ist da, wo ich nicht sein möchte 42

Der flüchtige Flößer 62

Kafka und Shaw. Die faulen Karzinome 80

Kurze Zwischenbilanz auf einer Waldlichtung 104

Seitdem ich so glücklich bin,
bin ich häufiger traurig 108

Die Lebenden von heute sind
die Toten von morgen 116

Eine Affäre mit dem Jetzt 154

»Das Schicksal ist vorbei –
das Leben geht weiter.« 174

Nachwort 185

Der Soundtrack zu meinem Lebensfilm 186

Playlist 189

Literatur 190

Dank 191

Die Jugend
ist etwas
Wundervolles.
Es ist eine
Schande, dass
man sie an Kinder
vergeudet

2. Ich wuchs neben einer Kirche auf. Das brachte es mit sich, dass ich unfreiwillig an Gottesdiensten, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen teilnahm, als Zaungast sozusagen. Ich fand es als Kind spannend zu beobachten, wie unterschiedlich die Menschen gekleidet waren, wie verschieden naturgemäß ihre Stimmung war, wenn sie sich vor dem Kirchengebäude versammelten. Bei Gottesdiensten waren es die vielen alten Frauen, die ohne Begleitung in die Kirche huschten: Für sie empfand ich Mitleid, da sie auf mich in ihrem ganzen Habitus traurig, ja deprimierend wirkten. Bei Hochzeiten verliebte ich mich regelmäßig in die Braut, egal wie sie ausschaute, und dachte mir immer: Mein Gott, so eine schöne Frau und so ein armseliger Bräutigam.

Ein früher Anflug von Chauvinismus lässt sich da nicht bestreiten. Viel schlimmer: Ich hatte die Fantasie, dass ich die Braut eines Tages aus den Fängen ihres Mannes würde befreien müssen. Und das mit ungefähr neun Jahren. Häufig sah ich die Bräute dann wenig später im Rahmen einer Taufe wieder. Dabei wurde mir zum einen klar, dass ich mit meiner Rettungsaktion zu lange gewartet hatte, zum anderen war ich zu dem Zeitpunkt mit der Wahl des Bräutigams meist versöhnt, weil über einer Taufe etwas Zaubenhaftes zu schweben schien, das alle Anwesenden lächeln ließ.

Ganz anders die Trauerfeiern, die Beerdigungen. Ich klebte an der Scheibe meines Zimmerfensters, das einen freien Blick auf die Trauergemeinde zuließ, und hatte das Gefühl, an einem fremden, unbekanntem Ritual teilzunehmen. Ich hatte schon damals – als Kind – für mich

Der flüchtige Flößer

11. Drei Träume befinden sich in meinem Repertoire. Wie Inszenierungen im Stadttheater werden sie seit meiner Jugend von Zeit zu Zeit immer wieder aufgeführt.

Traum 1: Ich bestehe als Einziger das Abitur nicht. Eine anständige berufliche Zukunftsperspektive bleibt mir damit verschlossen. Die anderen feiern, ich bleibe draußen.

Traum 2: Mein Vater befiehlt mir, einen Kräutergarten anzulegen, es wächst aber nichts. Immer wieder schaue ich nach dem Rechten, gieße, dünge, hege und pflege. Umsonst. Nichts wächst.

Traum 3: Ich habe mich zu einem Tourenwagenrennen angemeldet und merke zu spät, dass ich in einer Motorenklasse starte, die zu stark für mich ist. Ich fahre also hinterher. Runde um Runde.

Den drei Geschichten gemeinsam ist die Erkenntnis, es zu nichts zu bringen – trotz erheblicher Anstrengung. Hinter solchen Träumen klemmt ein Mindset, das sich auf zweierlei Art überwinden lässt: mit einer Therapie oder mit sich möglichst schnell einstellenden Erfolgen. Ich habe mich damals für den letztgenannten Weg entschieden. Als Kind liebte ich Autos mit Fernsteuerung. So dirigierte ich mich durch den Kapitalismus. Wie ein Kind sein ferngesteuertes Auto, ein Puppenspieler seine Handpuppe.

Was das macht? Bisweilen eine schmunzelnde Distanz zu sich selbst, hart erarbeitet, gleichwohl Stress. Der pure Stress. Der wölbt sich wie eine dicke Wolke über jede Mühe, die Sie sich geben, über jede Anstrengung, der Sie sich aussetzen. Lässigkeit war mein Ziel, davon war ich damals Lichtjahre entfernt.

Was ist Stress? In etwas gut zu sein, was man nicht mag? Kann sein. Mein Erfolg hatte etwas mit der Existenzangst zu tun, die mich beherrschte. Mit dem Wunsch, eine Familie ernähren zu können. Mit der Erkenntnis, dass jede Chance nur einmal durch die Tür kommt. Ein Freund, der sich um mich sorgte, machte mich damals auf den amerikanischen Physiologen Walter Bradford Cannon aufmerksam. Cannon, Sohn eines Eisenbahners, erfand den Begriff »fight-or-flight-response«. Dem zugrunde liegt eine Untersuchung über das Gehirn in Momenten existenzieller Gefahr. Ein sich sehr schnelles Einstellen auf eine bedrohliche Situation ist Stress, hier also – sehr vereinfacht wiedergegeben – das Überleben im Kampf oder die sofortige Flucht vor der Herausforderung, der Gefahr.

Manchmal hatte ich den Eindruck, ich reiste wie ein Legionär von Einsatzgebiet zu Einsatzgebiet. Das waren teilweise 240 Flüge im Jahr, ein strammes Programm, nichts allerdings gegen die Rolling Stones, die, während ich dies hier schreibe, ihre USA-Tournee fortsetzen, nachdem Mick Jagger wohl wieder auf dem Damm ist. Darüber freue ich mich sehr. Lebt Mick, lebe ich. Solange diese Band spielt, geht mir der Atem nicht aus.

Die Lebenden
von heute
sind die Toten
von morgen

23. Das Leben muss nicht halten, was ich mir von ihm versprochen habe. Das Leben hat nämlich nur versprochen, dass es ist. Shaw und Kafka haben mich gelehrt, auf die Sprache, die Redewendungen, die ich benutze, etwas genauer zu achten. Das Wort »Lebenserwartung« habe ich beispielsweise aus meinem Vokabular gestrichen. Ich habe es ersetzt durch »Lebenshoffnung«. Warum? Weil ich vom Tischler erwarten kann, dass er mir einen schönen Tisch baut, und er wiederum von mir erwarten kann, dass ich pünktlich die Rechnung begleiche. Aber ich kann nicht erwarten, dass ich lange lebe. Das erscheint mir anmaßend. Hoffen, ja, das darf ich.

Shaw und Kafka versuchen mit zunehmendem Erfolg, mich zur Muße zu erziehen. Das ist nicht einfach für mich, denn ich definiere mich über Arbeit, über Aktivität. Bisher. Ich möchte nützlich sein. Lese ich ein Buch, dann denke ich an die Möglichkeit, es zu verfilmen. Gehe ich durch eine mir neue Stadt oder Gegend, dann überlege ich, ob sie ein gutes Filmmotiv wäre. Treffe ich einen interessanten Menschen, dann frage ich mich, ob dieser etwas für die »NDR Talk Show« wäre. Oder – sofern es sich um eine Frau handelt – für meine Radiosendung »Meyer-Burckhardts Frauengeschichten« auf NDR Info. Hinzu kommt, dass das Tempo unserer Zeit und die damit manchmal einhergehende enge Taktung stimulierend auf mich wirken. Mich fasziniert, dass ich zu einer Generation gehöre, die den gesamten Planeten mit dem Flugzeug bereisen kann, die Mails rund um den Globus verschickt, die über autonomes Fahren nachdenkt. Ich

kann mich begeistern über die Fortschritte in der Medizin und bei der künstlichen Intelligenz. Ich betrachte es als ein Privileg, genau in der heutigen Zeit zu leben. Aber: Die Faszination, die der Fortschritt auf mich ausübt, hat auch etwas Rauschhaftes, gleicht einer Droge, die einen nicht ins Erleben kommen lässt.

In einer meiner ersten Talkshows war Hildegard Knef zu Gast. Das muss Mitte der Neunzigerjahre gewesen sein. Im ersten Gespräch, das wir führten, bekannte sie: »Ich habe sehr gut gelernt zu überleben, aber nicht gelernt zu leben.« Ich fühlte mich damals ertappt – und war genau darüber erschrocken. War ich doch glücklicher Familienvater und beruflich ganz gut im Rennen! Und dennoch hat mich der Satz der Knef »gestellt«. Sie hielt mir, ohne es zu wissen, den Spiegel vor. Dietrich Schwanitz beschreibt in seinem Buch »Männer – eine Spezies wird besichtigt«, dass wir in jeder Beziehung, in jeder Freundschaft den »Bündniswert« prüfen, Männerfreundschaften seien »Jagdgesellschaften«. Und so einer Jagdgesellschaft hatte ich wohl angehört, als ich mit der Knef sprach. Irritierend, verstörend.

Immer wieder kommen in mir die tektonischen Platten in Konflikt. Ich höre laut im Auto Queen und dann auch noch bezeichnenderweise »Under Pressure«.

Wochen später sitze ich auf dem Marktplatz von Pollença, außerhalb der Saison, und beobachte die, denen ich unterstelle, sie seien in ihrem Leben angekommen. Händler

auf dem Markt, die alten Männer im Club Pollença, eine Mischung aus Pub, Galerie, Bar und Restaurant, die jungen Frauen, deren Familien seit Jahren im eher ruhigeren Norden von Mallorca leben. Ich indes genieße es, vier berufliche Projekte parallel zu machen, und leide darunter, zu wenig Zeit für mich zu haben. Verlogen. Orientierungslos. Und sucht man Orientierung, dann sucht man sie überall und immer. Auch und gerade in der Kunst – ich zumindest.

»The Green Sail« ist ein Bild des Malers Paul Signac, der dem Pointillismus zugeordnet wird. Steht man nah vor dem Bild, sieht man wenig, entfernt man sich etwas, sieht man mehr. So empfinde ich gerade den Rückblick auf die Jahre, die da waren. Signac fühlte sich übrigens im Lauf seines erfolgreichen Lebens vom Anarchismus angezogen. In Saint-Tropez lebend! Auch so ein Mann, der Widersprüche in sich trug.

24. Ich höre zu oft, dass es früher besser war. Als wir jung waren. Jetzt sind wir alt. Ja. Mag sein. Jahrgang 1956 ist nicht mehr der frischeste. Ich finde die, die jetzt neu sind, weitgehend großartig. Ich habe den Eindruck, wenn ich beispielsweise bei »We Work« sitze, dass eine große Verantwortung auf diesen jüngeren Leuten lastet und sie damit sehr gewissenhaft umgehen. Während meine Generation sich mitunter wie gaffende Augenzeugen bei einem Unfall auf der Autobahn verhalten: Tempo reduzieren, zuschauen, jammern, weiterfahren.

27. Mit meiner Kindheit im Rücken, ohne Vater aufgewachsen, den Mann im Haus schon als Junge gebend wie eine Rolle, das führte zwangsläufig dazu, Verantwortung zu übernehmen, zu viel vielleicht. Interessant ist, dass das Wort »verantworten« aus der Gerichtssprache kommt. Es bezieht sich auf den Angeklagten, der sich vor Gericht verteidigt. Verantwortung heißt also auch immer Druck, Stress. Ich musste schon sehr früh, und ich wollte das auch, Verantwortung übernehmen, bin Verpflichtungen eingegangen, die innerhalb eines bestimmten (Zeit-)Rahmens erledigt sein wollten. Ich führte zum Beispiel im Alter von 13 Jahren Kaufinteressenten durch mein Elternhaus – eine eigenartige Erfahrung –, weil meine Mutter und ich aus finanziellen Gründen in eine deutlich kleinere Wohnung ziehen mussten. Ich veräußerte diese Immobilie, das Haus, in dem ich die ersten Jahre meines Lebens verbracht hatte, erfolgreich zu einem guten Preis. Besitz ist vergänglich, war die frühe Lektion.

Das Thema Verantwortung führt mich auch zum Tod meiner Mutter. Ich will hier nicht allzu sehr in die Tiefe gehen, aber doch etwas berichten, was mir selber lange unangenehm und rätselhaft in gleicher Weise war. Ich hatte mit meiner Mutter ein wunderbares Verhältnis; sie war die beste Mutter, die ich mir hätte vorstellen können. Noch heute stehe ich immer wieder an ihrem Grab in Kassel und sage mit fester Stimme: »Danke, danke für alles.« Dennoch gebe ich zu, dass ich nach ihrem Tod zwar trauerte, mich aber gleichzeitig wesentlich freier fühlte, weil

ich mich nicht mehr in der Verantwortung sah, einer von mir zumindest empfundenen Erwartungshaltung gerecht zu werden.

Ich fühlte mich plötzlich unabhängiger und selbstbestimmt, so sehr ich sie auch vermisste. Ich war für niemand mehr Kind, mit Anfang fünfzig zum ersten Mal »Vollwaise«. Es hat mich tief beeindruckt, aber nicht geschreckt, vielleicht weil ich in der Rolle des Kindes eben immer zu viel Verantwortung übertragen bekam. Erst als ich für niemanden mehr Kind war, setzte eine Unbeschwertheit ein, die man eigentlich den frühen Lebensjahren zuordnet. Eine aufgeschobene Belohnung.

Als Kind hatte ich wohl die Fähigkeit entwickelt, ohne eine kleine anerkennende Belohnung auszukommen, um sie dann als Mann (auf der Schwelle zum Alter) umso größer zu erhalten. »Delayed Gratification« nennen das die Engländer, und so wiederum heißt auch eine Zeitung, die sich dem »Slow Journalism« verpflichtet hat. Das Besondere: News werden erst Wochen später gedeutet, eingebettet in einen historischen Kontext.

Mir geht es nicht anders: Erst mit Anfang sechzig kann ich meine Kindheit einordnen in den Kontext meines Lebens. Erst zehn Jahre nach dem Tod meiner Mutter kann ich die Verantwortung, die aus unserem (sehr guten) Verhältnis erwuchs, benennen. Als mein Vater weg war, begann meine Kindheit, freilich überfrachtet von Erwartungen an mich. Als meine Mutter starb, wurden auch diese Erwartungshaltungen Vergangenheit.

Das Leben ist kurz, auch wenn es lang ist

Erst als die beiden gefährlichen Störenfriede Kafka und Shaw in sein Leben treten, wird dem Autor, Produzent und Moderator Hubertus Meyer-Burckhardt schlagartig klar: auch seine Zeit könnte eines nicht mehr so fernen Tages ablaufen.

Er, der alles andere als ein sesshaftes Leben führt, sich überall dort zu Hause fühlt, wo es eine vernünftige Trattoria, einen literarischen Buchladen und einen Flughafen gibt, beginnt seine Prioritäten zu überdenken. Macht Dinge, ohne sie vorher auf ihren Nutzen zu überprüfen, versucht, so gut wie fast gar nichts mehr zu planen, und nimmt den Leser mit auf eine Zeitreise durchs Leben.

Dabei spielt nicht nur Rod Stewart eine entscheidende Rolle, sondern auch die »Dönche« – ein Naturschutzgebiet in Kassel –, seltene und besondere Nischendüfte sowie ein kleines schwarzes Büchlein ...

» Sollten Sie bei Kassel durch einen dunklen feuchten Wald spazieren und dort Hubertus Meyer-Burckhardt antreffen – was wahrscheinlich ist –, sprechen Sie ihn an und verbringen Sie ein paar Minuten mit ihm. Sie werden es nie mehr vergessen. Ich kenne niemand, der zugleich so sehr die Form wahren und dennoch so völlig offen, euphorisch und liebevoll sein kann. Wenn ich groß bin, möchte ich denken und sein wie er. «

Barbara Schöneberger

WG 481 Lebenshilfe

ISBN 978-3-8338-7037-8



9 783833 870378